Alexander Susewind

Erinnern und Vermissen.
Das unvollständige Leben und die Psychotherapie.

aus: R.Schäfer / G.Schumann (Hrsg.), „Soll das alles gewesen sein? Lebensbilanzierung im Angesicht des Todes.“ (2007). Dokumentation der gleichnamigen Fachtagung in der Palliativakademie des Juliusspitals Würzburg, 21.10.2006

Alle Rechte an diesem Text liegen bei Alexander Susewind. Diese Rechte haben Sie mit dem Herunterladen anerkannt. Zitate sind nur mit korrekter Quellenangabe, Veröffentlichung, Vervielfältigung oder Weitergabe ganzer Texte nur unter dem Namen und mit Zustimmung des Autors gestattet.

www.beziehungsraeume.de

Wenn Menschen im Rahmen von Psychotherapien eine Bilanz ihres Lebens versuchen, dreht sich dies in der Regel um brisante Fragen und Konflikte. Gelegentlich geht es dabei auch um lebensbedrohliche Diagnosen oder Schicksalsschläge. Am Ende eines Lebens spitzen sich die Fragen zu; und in verschiedenen Institutionen der Palliativmedizin oder der Sterbebegleitung gibt es inzwischen auch schon psychotherapeutische Hilfen. Ich möchte in den ersten beiden Abschnitten meines Vortages daher mit Ihnen zunächst über meine praktische Erfahrung mit Lebensbilanzen in psychotherapeutischen Prozessen nachdenken; in zwei weiteren Abschnitten versuche ich dann einen Ausblick auf die Fragen, die sich am Sterbebett einstellen.

1. Schwierige Lebensbilanzen

Menschen suchen einen Psychotherapeuten auf, wenn sie in eine Krise geraten sind. Und in jeder Krise geht es dann auch um eine Art Lebensbilanz, allerdings nicht immer explizit und methodisch strukturiert, sondern oft implizit, manchmal eher beiläufig und quasi im Hintergrund. Im expliziten Gespräch kann man die Bilanz fokussieren, etwa in Übungen oder mit kreativen Medien; freilich handelt es sich dabei weniger um eine Abwägung von Pro und Contra, von Soll und Haben, eher um eine emotionale Zusammenschau der zentralen Motive, die das eigene Leben geprägt haben. Ein solcher Rückblick erfolgt immer aus einem aktuellen Anlass und die Gefühle der auslösenden Situation gehen in ihn ein.

Interessanter als methodische Aspekte scheint mir deshalb die Frage nach den jeweiligen Motiven zu sein, die eine Lebensbilanz entscheiden, aber auch schwierig machen können. Ein paar wenige Fallskizzen (so typisiert bzw. verfremdet, dass Personen nicht identifizierbar sind) sollen im folgenden Fragen, Themen und Konflikte illustrieren, die in psychotherapeutischen Gesprächen zur Sprache kommen; Parallelen zu schwierigen Gesprächen mit Sterbenden werden dann leicht zu ziehen sein:

- **Abbruch oder Abschied ?**
  Ich denke an eine Kindergärtnerin, die nicht mehr leben will, sie empfindet ihr Leben als eine Kette von Nackenschlägen und Niederlagen. Sie kann das, was ihr passiert ist, nicht loslassen. Also will sie es abbrechen. Sie wird suizidal. Wie sie Bilanz zieht, ist ihr Thema immer wieder Abschied: vom Leben und von Menschen. Es gab in ihrem Leben zu viele Verluste, um die zu trauern wäre; der Schmerz scheint unendlich. Sie erträgt Abschiede nicht, sie machen ihr Schuldgefühle und halten ihr ihre Wertlosigkeit vor Augen; deshalb will sie sich aus dem Staub machen. Aber sie kann vielleicht noch entdecken, dass jeder Abschied ein Beziehungsschritt wäre; dass also in ihren Versuchen, etwas abzuschliessen, ein Wunsch nach Beziehung und Leben liegt, den sie bisher nicht voll gewagt hat.

- **Klage als Abwehr**
  Dann fällt mir eine alleinstehende Lehrerin ein, inzwischen frühpensioniert, weil sie die Belastung nicht mehr ertragen hat. Sie erleidet eine körperliche Erkrankung nach der anderen, die Diagnosen wechseln einander ab, alles heilt immer wieder aus, bis das nächste kommt: sie lebt mit einem Verdacht: dass mit ihrem Leben etwas ganz grundsätzlich nicht in Ordnung ist. Um Lebensbilanz geht es hier scheinbar gar nicht, sie erscheint verkleidet in Berichten von Untersuchungen, Behandlungen, Operationen, in denen sie immer Objekt ist. Erst nach vielen Gesprächen fällt mir auf, dass sie jedes Mal panisch reagiert, wenn ich ihre Klagen ernst nehme. Sie möchte nur von mir hören, dass alles normal ist oder gut wird, dass sie sich keine Sorgen machen muss.

Erst indem ihr das aufgeht, kann sie ab und zu für Momente hinschauen und aushalten, dass ihr Lebenskonzept brüchig geworden ist.

- **Protest, der hilflos macht**
  Eine Variation dieses Themas zeigt ein junger Mann, der schon in seiner Familie die Arolle des Sündenbocks hatte. Jetzt dauerarbeitslos, will er alles richtig machen und fühlt sich von allen missverstanden, abgelehnt und ausgegrenzt. Er lebt fast ganz isoliert mit seinen Topfpflanzen - und ist in Ämtern als notorischer Querulant gut bekannt. Er bilanziert sein Leben als eine Folge von Niederlagen. Mehrere Ausbildungen und Therapieversuche u.ä. hat er abgebrochen, nachdem er sie als Beschwerdeinstanz benutzt hat, um sein Recht einzuklagen. So beweist er sich und der Welt, dass ihm nicht zu helfen ist - bzw. dass alle, die ihm helfen wollen, ebenso unfähig sind wie er sich selbst erlebt. Sein Protest ist: die anderen seiner Hilflosigkeit auszusetzen und (auch) sie hängen zu lassen.

- **Leere – und die unlösbare Frage nach dem wozu**
  Stellen Sie sich einen erfolgreichen Unternehmer vor, der täglich mit sehr viel Geld umgeht, aber dabei voll ist von innerer Leere, ausgebrannt und antriebslos. Nach dem Scheitern seiner Ehe (die Kinder sind erwachsen) hat er sich auf eine neue Partnerschaft eingelassen, ein Haus gebaut, ein weiteres Kind ist da. Aber innen ist er unberührt, alles scheint ihm schon lange gleichgültig. Da er nicht mehr fühlen kann, was er will und ob er lieben kann, und da die Partnerin das nicht mehr erträgt, ist er nun wieder ausgezogen. Er fragt in seiner Bilanz danach, wofür er überhaupt leben soll/kann/will.

- **Trauma als Opfer: mitteilen und mittragen**
  Mit Gewalt, die einem widerfahren ist, kann man sich nicht identifizieren. Traumatische Erfahrungen – sie können einen Menschen schon früh gebrochen haben oder erst spät – übersteigen die Möglichkeiten des Verstehens und widersetzen sich der Aneigung. Sie werden nicht Vergangenheit, sondern bleiben gegenwärtig. Sie gehören nicht zur Erinnerung, die langsam verblasst, vergessen werden kann, und zu einem gehört, sondern können einen in Form von ganz frischen Bildern und Alpträumen überfallen, in denen sich alles wiederholt. Die Gefühle der Menschen, die davon betroffen sind, ist von Löchern durchsetzt ist; sie tragen die Schrecken, die in den Lauf ihrer Lebensgeschichte nicht hineinpassen wollen, wie Fremdkörper mit sich herum, wie Kriegsverletzte, die Jahrzehnte lang eine Kugel im Leib haben. Viele der alten Frauen und Männer, die den Krieg noch erlebt haben und nun vor dem Lebensende stehen, haben solches erlitten und finden nur schwer eine Sprache dafür, von aufmerksamen Ohren ganz zu schweigen.

- **Die andere Seite des Themas Trauma: Tätersein – Schuld und Verantwortung**
  Wie zieht man Bilanz, wenn keine Aussicht auf Versöhnung mehr besteht? Eine erfolgreiche Juristin hatte vor Jahren – nachdem sie in erster Ehe schon ein ein Kind zur Welt gebracht hatte – an einem entscheidenen Wendepunkt ihres Lebens ein weiteres Kind abtreiben lassen und ihr Gewissen mit dem Versprechen beruhigt, dafür später einmal schwanger werden zu wollen, wenn es passt. Nun geht sie auf die 40 zu und merkt, dass es nie mehr passen wird: sie schreckt jede Nacht zitternd auf: alles sträubt sich dagegen, ihre Karriere zu opfern.

  Viel häufiger bestimmt das Motiv der Schuld die Bilanz, wenn Paare auf ihre gemeinsame Geschichte zurückblicken und sich über der Frage zerreiben, wer von ihnen die Verantwortung für deren Scheitern zu tragen hat, oder wenn Familen von unheilbaren Zerwürfnisse beherrscht werden. Hier zeigt sich, wie häufig der Kampf um Lebensbilanzen im Beziehungsnetz der Betroffenen ausgetragen wird.

••••

2. Vergewisserungen: Erinnern und Vermissen

Die beschriebene Fällen lassen schon einige grundsätzliche Einsichten erkennen, die für den Blick auf eine Lebensbilanz gelten.

- **Erinnern ist nötig, um sich treu zu bleiben.**
  Oft wird eine Psychotherapie als unfruchtbares Rühren in Vergangenem dargestellt. Was soll das bringen? Wer sich selber erkennen und mit sich sicher werden will muss sein Leben (immer neu und aus aktuellem Anlass und aus aktueller Perspektive) erzählen. Lebens*geschichte* ist eine (subjektive) *Erzählung*, Bio*graphie* ein *aufgezeichnetes* Leben. „Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte dazu – man kann nicht leben mit einer Erfahrung, die ohne Geschichte bleibt“ (Max Frisch, Mein Name sei Gantenbein, 1969, S.9). Und zum Erzählen braucht man einen mindestens gedachten Zuhörer und Zeugen. Darum wird die therapeutische Situation oft zur Erzählstube: hier werden Lebensläufe vergegenwärtigt, nachvollzogen und belebt.

- **Vermissen ist nötig, um sich treu zu bleiben.**
  Das Wort „Vermissen“ steht hier für alles, was fehlt, gefehlt hat oder schief gegangen ist, was man bereut. All das gehört ebenso zur Identität eines Menschen wie das, was man erinnert. Doch auch das glückliche Leben bleibt immer ein Fragment, ja vielleicht liegt das Glück gerade darin, wenn es Fragment bleiben darf. Wir konzentrieren uns in dieser Tagung auf die schwierigen Bilanzen, die sich um die zuvor genannten Konflikte und Motive drehen. Aber auch das Empfinden von Dankbarkeit, Erfüllung, Zufriedenheit oder innerer Ruhe, der Blick auf die Kostbarkeit des Lebens also, hat damit zu tun, dass wir wissen, wie begrenzt und sterblich es ist. Die Frage, warum die eine mit der Endlichkeit und Fragmentarität des Lebens zum Glück finden, ein anderer aber daran zebricht, ist abgründig; hier lohnte es sich, weiter zu denken. Die gängigen Gleichungen für das Glück gehen so glatt nicht auf, sie enthalten eine Unbekannte, die sich uns entzieht.

- **Ein Lebenslauf ist ein Ineinander von Schicksal und Projekt.**
  Wir erleben uns sowohl als Subjekt wie als Objekt unserer Geschichte. Wir müssen unser Leben „führen“ und haben es doch nie sicher in der Hand. Wir entwerfen uns, aber zugleich entdecken wir uns erst. Beides kann zum Glück wie zur Belastung der Lebensbilanz beitragen. Aber nur wer als Subjekt sich selbst erlebt und versteht, wird einmal sagen können: „Ich weiss, ich habe gelebt.“ Angesichts der Unwägbarkeiten, denen wir alle unterworfen sind, also angesichts der offenen Zukunft kann man das eigene Leben nur führen, wenn man sich zugleich annimmt wie loslässt (und in guten Momenten ist das das gleiche). Nur als freies Subjekt kann man sich auch lassen; wo man sich nur als Opfer eines gleichgültigen Schicksals versteht, muss man dagegen protestieren. (Deshalb werden anonyme Mächte wie das Schicksal, „Mutter“ Natur, „die“ Geschichte usw. so oft personalisiert vorgestellt werden – sie waren einmal Götter.)

- **Man kann nicht für sich allein leben.**
  Sinn entsteht immer aus Zusammenhängen. Lebenssinn lässt sich nur finden, wo man über sich hinauskommt, wo man sich verbindet und verbinden lässt mit Wirklichem ausserhalb seiner selbst. Eine Lebensbilanz ist die Antwort auf die Frage nach dem *wofür*: Wofür habe ich gelebt? Wofür kann und will ich meine Lebensenergie verbrauchen? Geht es hier vorrangig um ideelles oder um materielles, um Anerkennung, die jemand für sich gewinnen will? (Hier sind wir sehr stark beeinflusst von gesellschaftlichen Bewertungen.) Wer weiss, dass er nicht für sich allein

lebt, muß vielleicht auch auch nicht für sich allein sterben. Die Anteilnahme und Bestätigung von aussen, die Menschen suchen, wenn sie über ihr Leben nachdenken, aber auch die Fragen, die sie anderen dabei stellen, sind deshalb wie eine Antwort darauf, dass ihnen ihr Leben am Ende nicht allein gehören wird.

3. Rückschau vor dem je eigenen Tod

Im Rahmen einer Psychotherapie werden Lebensbilanzen in aller Regel mit Blick auf eine Zukunft thematisiert: es geht zunächst um (bessere) Perspektiven für das weitere Leben und nicht um das Sterbenkönnen. Neben dem Erinnern und Vermissen liegt der Fokus auf dem, was man *erwarten* kann. Am Ende des Lebens verändern sich nun die Perspektiven.

- **Mit dem Tod konfrontiert, wird man nach dem *Ganzen* des Lebens fragen.**
  Mit dem Sterben wird das, was so und so geworden ist, endgültig. Das macht die existentielle Tiefe von Gesprächen mit Sterbenden aus. Die Frage, wodurch ein Lebensweg sich vollenden kann, abgeschlossen oder abgerundet wird, berührt dann eher philosophisches und religiöses als psychologisches Wissen. Der Blick auf das Ganze verlangt – in einer Art innerer Gerichtsszene – nach einer letzten Bewertung und Würdigung, nach einem Segen, der es gut heisst. Da kann es ein Segen sein, so angeschaut zu werden, wie man geworden ist.

- **Es ist sinnvoll, verschiedene Fälle zu unterscheiden, wie die Frage nach dem Ganzen problematisch werden kann.** Kritisch wird diese Frage z.B.,
  - wenn ein Lebensweg durch Krankeit oder Unfall gewaltsam abbricht,
  - wenn ein Mensch alt geworden, sich aber durch Traumata und Schicksalsschläge nicht frei hat entfalten können,
  - wenn noch bestehende Zerwürfnisse oder ungelöste Verwicklungen im Beziehungsnetz des Sterbenden den Blick vernebeln und eine Wertschätzung unsicher machen.
  - (oder eine Verwicklung aus solchen Situationen)

- **Mit der schwindenden Hoffnung schwindet Selbstbestimmung.**
  Vor dem eigenen Sterben kann man als Subjekt erinnern und vermissen, aber (bezogen auf dieses endliche Leben) kaum noch *erwarten*. Man kann dem Tod nicht mehr viel abringen, nur noch wenig ändern oder gut machen. Auch deshalb spielt nun oft das Vermisste eine besondere Rolle. Der Verlust einer Zukunftsperspektive schwächt das Bewusstsein, über das eigene Leben verfügen zu können. Diese erste Einbusse an Subjektsein begründet die Ahnung, dass einen der Tod endgültig zum Objekt, zum blossen Ding machen wird. Das fordert zu einer Reaktion, einer Stellungnahme heraus. Vor allem ein vorzeitiger, aufgezwungener Tod hinterlässt leicht Gefühle der Wertlosigkeit, was sich dann auch als Entwertung auf den ganzen Lebensrückblick ausdehnen kann. In seinem Versuch einer letzten Lebensbilanz, aufgeschrieben in den Monaten vor seinem Krebstod mit 56 Jahren, notiert Peter Noll: „Ich richte über meine Vergangenheit. Von 50 Seiten bleibt höchstens ein Blatt. Das sollten sich alle anderen auch merken“ (Diktate über Sterben und Tod, 1984, S.99). Oft lässt nur die körperliche Schwäche eines sterbenden Menschen nicht mehr erkennen, dass man dem Sterben (übrigens ähnlich wie bei der Geburt) nicht nur passiv ausgesetzt ist, dass vielmehr die letzten Schritte noch eine aktive Auseinandersetzung bedeuten. Zu diesem Ringen um Selbstbestimmung gehört wohl auch der Wunsch, das Erlebte mit einem letzten Rückblick selbst zusammenzufassen.

- **Versuche, das Fragment des Lebens gelten zu lassen.**

Nicht nur das Erinnern, gerade das Vermissen macht das Lebensgefühl eines Menschen „vollständig“. Was man vermisst, ist symbolisch präsent. Daher kann man alle anfangs skizzierten Symptome und Konflikte auch als Versuche verstehen, das unvollständige Leben zu vervollständigen. Vollständig wird ein Leben nicht dadurch, dass man ersetzt oder ausgleicht (oder gar bestreitet), was einer vermisst hat; eher dadurch, dass er darin anerkannt wird, dass er es vermissen darf. Das „Recht auf den eigenen Tod“ (Janusz Korczak) schliesst deshalb auch das Recht auf das eigene Scheitern mit ein, das Recht, die Lebensbilanz nicht auszugleichen, und das Recht, den Tod als Niederlage oder Strafe zu empfinden.

- **Suche nach Teilnahme und Bezogenheit.**
  Um sein Leben beschliessen zu können, muss ein Mensch die Resonanz anderer Menschen suchen und fordert sie notfalls heraus. Erst in den Augen der Anderen sieht man sich vollständig. Man ist dann erst ganz bei sich angekommen, wo man erkannt, bekannt ist und im Herzen anderer erinnert wird. Hier setzen Psychotherapie und Sterbebegleitung an.

- **Der Zwiespalt der Angehörigen von Sterbenden**
  besteht oft darin, dass sie sich dem Sterbenden zuwenden und ihm beistehen wollen und doch selbst Betroffene sind. Ihre Resonanz wird vom Sterbenden in Anspruch genommen, während sie selbst der Resonanz bedürfen. Der Abschied, den sie zu leisten haben, hat für die beiden Seiten eine ganz verschiedene Bedeutung; darin kann es zusammenhängen, wenn alle Beteiligten manchmal dem Abschied aus dem Weg gehen, oder wenn andere den Toten oft noch lange symbolisch am Leben zu halten versuchen. Während die Beziehung zum Sterbenden mit ihm ihr Ende findet und mit ihm „stirbt“, müssen sich Angehörige schon auf ein Leben „danach“ einstellen. Sie *erwarten* noch, während der Sterbende immer weniger erwarten kann. Dies alles wird natürlich zusätzlich kompliziert, wenn es zwischen den Beteiligten noch unversöhnte Konflikte oder unerfüllbare Wünsche gibt. Sprachlosigkeit oder auch – kontraphobisch – übertriebene Fürsorge aus Schuldgefühlen können daraus resultieren.

4. Was heisst begleiten?

Zunächst möchte ich noch einmal skizzieren, wie ich die Aufgabe als Psychotherapeut verstehe. Damit eine Psychotherapie gelingen soll, müssen verschiedene Intentionen zusammenwirken, die ich hier aufgliedern will:
- die Aufnahme einer Beziehung ist unverzichtbare Grundlage für alles folgende; ein Gespräch mit einem Menschen ist mehr als die blosse Anwendung von Methoden.
- Ich muss mich in das Leben und die Situation des Gesprächspartners einfühlen, hineindenken, und
- die gemeinsame Behandlungssituation *auch* von der anderen Seite her erfassen, umfassen.
- Entscheidend ist dann die entsprechende Reflexion des eigenen Erlebens: *wer bin ich für den anderen, was macht er/sein Problem mit mir?*
- Erst aus diesem Verstehen kann sich die Resonanz ergeben, die der Patient braucht: nun kann ich ihm als Person in der gegebenen gemeinsamen Situation antworten.

- **Beziehung geht vor Methoden.**
  Daraus folgt auch für die Sterbebegleitung: Gesprächstechniken und Methoden setzen erst einmal eine Beziehung voraus. Die Haltung des Begleiters prägt sein Verhalten unmittelbar und hat daher Priorität. Es geht darum, dem anderen als Subjekt und Person zu begegnen, und ihn nicht zum Objekt zu machen, auch nicht zum Objekt des eigenen guten Willens. Das hat nichts mit einem moralischen „es gut meinen“ zu tun, sondern damit, ob sich der Begleiter selbst als

Person überhaupt betreffen lässt und zur Verfügung stellt. *„Das erste Gesetz des guten Tons ist: Schone fremde Freiheit. Das zweite: Zeige selbst Freiheit“ (F. Schiller, Brief an Körner, 23.2.1793)*

- **Reflexion der eigenen Haltung ist entscheidend.**
  Dazu gehört, sich als Begleiter die eigenen Voreinstellungen und Erwartungen bewusst zu machen; erst dann wird man wahrnehmen können, wozu der Andere einen selber braucht, und erst dann kann ein Gespräch offen sein. Ich prüfe z.B., wenn ich mit einem Menschen arbeite, der sich das Leben nehmen möchte, ob ich es aushalten könnte, dass mir das nahe geht. Wenn ich um alles in der Welt verhindern muss, dass der andere sich umbringt, habe ich von vorn herein schlechte Karten. Hätte ich mit einem Menschen zu tun, der in jungen Jahren sterben muss und darüber verzweifelt, müsste mich fragen, wie nahe ich das an mich herankommen lassen kann , - und wie ich mich fühlen werde, wenn ich ihn dann überlebe. Und wenn ich mit einem Menschen über die Lebensbilanz spreche, darf das Ergebnis nicht schon am Anfang feststehen. Wenn nur in Frage kommt, dass am Ende eine positive Bilanz oder eine Versöhnung mit dem stehen muss, wie das Leben geworden ist, dann mache ich mir und dem anderen das Gespräch unnötig schwer.

  Peter Noll (a.a.O., S.10) notiert schon wenige Tage nach seiner Diagnose:
  „Das Gespräch zwischen einem, der weiss, dass seine Zeit bald abläuft, und einem, der noch eine unbestimmte Zeit vor sich hat, ist sehr schwierig. Das Gespräch bricht nicht erst mit dem Tod ab, sondern schon vorher. Es fehlt ein sonst stillschweigend vorausgesetztes Grundelement der Gemeinsamkeit.
  Nach dem üblichen Ritual des Sternens müssen beide, der Sterbende und der Weiterlebende, sich an gewisse Regeln halten; doch sind die Regeln, anders als beim Fussball, für beide Seiten ganz verschieden, so dass eben kein ‚Zusammenspiel‘ entsteht. Auf beiden Seiten wird viel Heuchelei verlangt. Darum auch die gequälten Gespräche an den Spitalbetten. Der Weiterlebende ist froh, wenn er wieder draussen ist, und der Sterbende versucht, einzuschlafen.“

- **Der Begleiter erinnert an das Vermisste.**
  Die Situation am Krankenbett bringt es häufig mit sich, dass ein Begleiter als einer wahrgenommen wird, der auf der anderen Seite steht. D.h., dass er/sie das repräsentieren wird, was dem Sterbenden verloren geht bzw. was er vermisst. Immer wird man als jemand wahrgenommen, der den Sterbenden überleben wird, kann, darf, muss. Das meint nicht, dass man als Begleiter bewusst diese Position etwa als Konfrontation suchen sollte; diese Dynamik ist keine Frage des Willens, sie entsteht vielmehr aus der Gefühlslage des Sterbenden: wenn der Begleiter bereit ist, sich darauf einzulassen, bekommt er zu *spüren*, was dem anderen fehlt. Wenn man das verstanden hat, wird man auch in schwierigen Gesprächspassagen mit Sterbenden leichter die entsprechende Resonanz zur Verfügung stellen.

- **Symbolisch kann sich das „Andere“ ganz verschieden konkretisieren**.
  Ich kann abschliessend nur in einigen Beispielen andeuten, was ich meine, und greife dabei auf einige der oben skizzierten Themen zurück:

  - Wenn ein Mensch dramatisch und in jungen Jahren aus dem Leben gerissen wird, dann wird der Gesprächspartner für ihn vielleicht so etwas wie ein Garant dafür sein, dass das Leben doch weitergeht, dass seine Welt nicht mit ihm stirbt. Er kann an ihm seine Hoffnung festmachen, vielleicht will er ihm noch Aufträge und Vermächtnisse übergeben.

- Wenn der Tod als letzte Entwertung und Entleerung von allem empfunden wird, was hinter einem liegt, kann der Begleiter sich gedrängt fühlen, zu widersprechen und nach dem zu fragen, was doch Sinn gemacht hat. Ob er dem nachgibt oder nicht, er wird mit seiner „inneren Antwort“ auf das Verlangen des Sterbenden reagieren, dass auch kleine Fragmente seines Lebens und auch das, was nicht gelungen ist, aufgehoben und gewürdigt werden.

- Dass das Leben ohne einen weitergeht, kann den Betroffenen furchtbar enttäuschen, verbittern und zornig machen. Auch das kann der Gesprächspartner zu spüren bekommen, vielleicht mehr in Gesten als in Worten. Vielleicht stockt das Gespräch nur oder endet in trotzigem Schweigen. Oder man hört nur: *Sie haben leicht reden*! Je mehr einer gegen sein Schicksal rebelliert, sich vielleicht mit Recht immer wieder als Opfer gefühlt hat, desto mehr kann der andere zum Adressaten des Protestes werden. Oder man wird gar zu einem von denen, zum Repräsentanten derer, die einen nicht mehr leben lassen wollen, die einen strafen, die einem das alles antun. All das wird man erst anerkennen müssen, wenn das Gespräch weiter gehen soll.

- Schweigen kann freilich auch anderes anzeigen. Es kann z.B. dafür stehen, dass der Kranke seine Empfindungen nicht mehr zu fassen vermag – oder dass sie ihm Angst machen. Aber der Begleiter kann noch seine eigenen Empfindungen in der Situation zum Ausdruck bringen und damit stellvertretend die Dimension berühren, die zu versiegen scheint.

- Menschen, die – vielleicht alt geworden – schlimme, unverarbeitete Erlebnisse oder gar Traumata durchs Leben geschleppt haben, suchen in dem Gesprächspartner wohl einen Zeugen, in dessen Ohren und Herzen anerkannt und bewahrt bleibt (wahr bleibt !), was geschehen ist. Es ist der Versuch, eine Erfahrung zu teilen, die oft zu schwer war für einen allein. Trägt jemand an einer Schuld, wird er den anderen vielleicht wie einen Richter ansehen – und ihn z.B. auf die Probe stellen, ob er ihm Vorwürfe macht oder nicht.

- Wird etwas verleugnet, spürt man die Ambivalenz des Betroffenen vielleicht als Anstrengung oder als Schwierigkeit, überhaupt in einen guten Kontakt zu kommen: etwa weil der Betroffene dem Gesprächspartner ängstlich unterstellt, mehr zu wissen, als er selbst schon bereit wäre, zu hören. Hier muss wohl erst einmal die Angst ausgesprochen sein, bevor man (falls möglich) anschauen kann, was sich darunter verbirgt.

- Wenn einem das Sterben schwer wird, weil er in einer zerrissenen Familie selber zerrissen bleibt; weil er noch zu sehr Partei im Beziehungskampf ist, sich so nicht lösen, nicht unterscheiden und also für sich auch nicht zum Ganzen finden kann, wird der Begleiter seine Aufgabe bald darin sehen, die jeweils fehlenden Gefühlsanteile oder die anderen Personen stellvertretend ins Spiel zu bringen – so wird symbolisch präsent, wie alles doch zusammenhängt.

- Schliesslich: wie vielen Menschen fällt es schwer, etwas – und darin sich selber – loszulassen. Wie viele Menschen gehen dem Abschiednehmen aus dem Weg? Wie viele wollen am Ende auch einfach nur weg sein? Wenn sich solch ein Mensch dann doch in seiner Not einem Begleiter anvertraut, dann doch wohl in der Hoffnung, dass ihm vielleicht wenigstens dieser Abschied gelingen könnte. Dazu aber muss sich ein Gegenüber finden, das sich auch betreffen und in Anspruch nehmen lässt. Wenn ein letzter Abschied gelingt, dann kann das auf alles bisherige ein neues Licht werfen. Manchmal genügt ja ein einziger wahrer Augenblick, um alles zuändern. Das wiegt dann nicht auf, was im Leben unerfüllt (vermisst)

geblieben war, aber es bestätigt doch, dass die Hoffnung, die sich in allem Vermissen verbirgt, am Ende nicht umsonst gewesen ist.